



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

390--Er2

390

Er2

Columbia University
in the City of New York
Library



Special Fund

1901

Given anonymously



Ueber
Gewohnheiten und Angewohnheiten.

Vortrag,

gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Herz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1858.

G. W. H. 287, 1902.

Hohe Versammlung!

Als vor Jahren ein berühmter Arzt die Kenntniß des Opiums für den Inbegriff der ganzen Heilwissenschaft erklärte, da fiel das auf und man nannte es jetzt, eine Uebertreibung. Es war eben noch nicht wie wo alle Tage ein neues Mittel, sei es nun kaltes Wasser oder trockene Semmel, sei es Electricität oder Apfelwein, als einziges und als untrüglich gegen alle Krankheiten ausposaunt wird. Damals aber schon und also noch mehr heute, wäre vor solchem Vortwurf der sicher gewesen, der, was jener Arzt von der Heilkunst, das von der Geisteswissenschaft behaupten wollte: daß es Einen Schlüssel giebt, ohne welchen man in ihr nirgends, mit dem aber man in jedem ihrer Gebiete fortkommt. Mit welchem Capitel derselben man sich beschäftigen möge, überall stößt man früher oder später auf die ungeheure Bedeutung der Gewohnheit. Sie herrscht schon dort, wo die Schwelle kaum überschritten ist, die in das irdische Leben hineinführt, denn von den Bewegungen des Kindes, die

16730

man für angeboren hält, sind viele, vielleicht die meisten, angewöhnte, und wieder gelangt der Mensch an die andere Schwelle, über welche der Weg aus dem Leben hinausführt, dadurch, daß sich die Seele ganz in ihren Leib eingewohnt hat, und nun erfährt, was man zu erfahren pflegt, wenn Einem Hauskleid oder Schuhwerk so recht bequem und gewohnt worden ist: es ist vertragen. In der Gewohnheit eines bestimmten Handelns besteht nach Aristoteles unsere Tugend, und ohne seine oder eine der seinen gleiche Autorität zum Rückhalt zu haben, wird man behaupten dürfen, daß die Ausdrücke: ich glaube dies, oder auch: das verstehe ich, in vielen, ja vielleicht den meisten Fällen, nur soviel heißen, als: ich bin gewohnt, daß man mir es vorredet und habe mich gewöhnt, es nachzusprechen. Ja über die Gebiete des Geistigen hinaus reicht ihre Macht. Daß die Dressur der Thiere, das Acclimatistiren der Pflanzen ein sie Gewöhnen ist, giebt Jeder zu, und kaum ließe sich etwas dagegen einwenden, wenn in einer gut eingespielten Violine oder einer verblasenen Flöte die ersten Spuren guter und schlechter Gewohnheit gesehen würden. Darum aber wäre auch der Versuch, in der hier zugemessenen Zeit das ganze Gebiet der Gewohnheit zu überschauen dem gleich, den Ocean mit einem Kinderlöffel auszuschöpfen. Statt seiner werde hier

nur der gemacht, zwei besondere Arten der Gewohnheit kennen zu lernen, über deren verschiedene, ja entgegengesetzte, Natur alle Welt einverstanden sein muß, da sonst die Sprache, in der, und durch die allein es ein Einverständnis unter aller Welt giebt, nicht beide einander entgegensetzen würde. Die Sprache unterscheidet die Fälle, wo ich mich an eine Sache, von denen, wo ich mir eine Sache angewöhnte, weist also dort mir, hier dagegen der Sache, die leidende Rolle zu. Wo, wie in dem ersteren Falle, ich (der Sache) gewohnt werde, bin ich als das Passive, wo dagegen, wie im zweiten, sie (mir) gewohnt wird, ist sie als leidend, und ich als das Active gesetzt, ein Gegensatz, den der Sprachgebrauch auch so fixirt, daß er wo der Mensch passiv ist, von Gewöhnung und Gewohnheiten, wo activ, von Angewöhnung und Angewohnheiten spricht. Indem wir es dem Schöpfer des Sprachgebrauchs überlassen, diesen Unterschied gegen den scharfsinnigen modernen Denker zu vertheidigen, welcher ihn leugnet, nimmt die gegenwärtige Untersuchung den Gegensatz von Gewohnheiten und Angewohnheiten als einen allgemein zugestandenen zum Ausgangspunkt, läßt sich durch ihn ihre Grenzen bestimmen, und fragt auch demgemäß nicht mehr ob, sondern sogleich wie sie von einander unterschieden sind?

1.

Von Gewohnheiten im Gegensatz zu Ange-
wohnheiten spricht man da, wo gewisse leidentliche
Zustände, z. B. Empfindungen, ein Bedürfniß wur-
den, so daß ihre Abwesenheit unangenehm auffällt,
quälend ist. Die Gewohnheit des Einen zu bestimm-
ter Stunde seinen Kaffee zu haben, des Anderen all-
abendlich in lustiger Gesellschaft zu sitzen, des Dritten
den Dampf übelriechender Blätter einzuschlüpfen, sie
sind Beispiele davon, daß der Zustand eines Genie-
ßens oder Habens eine solche Macht über uns gewinnt,
daß wir ohne ihn nicht sein, von ihm nicht lassen
können. Ist aber dieses Nicht-lassen-können das
Wesen der Gewohnheiten, so ist es eigentlich auch
nicht richtig zu sagen, daß wir sie haben, als wenn
wir ihre Besitzer wären, sondern vielmehr haben sie
uns und wir sind von ihnen besessen, ein Ausdruck,
der auch für den höchsten Grad der Gewohnheit, die
Leidenschaft, ganz gebräuchlich ist. Wovon wir nicht
lassen können, dem stehen wir machtlos als unfreie
Sklaven gegenüber, und darum sind wir, je mehr
Gewohnheiten wir haben, um so unselbstständiger und
schwächer. Jener Mann, der so an seinem Morgen-
Kaffee hängt, muß sich den freundlichen Vorwurf ge-
fallen lassen, der Kaffee sei sein saible. Dem Andern

sagt man, nicht sehr freundlich, nach, der Wirthshausbesuch sei seine schwache Seite. Und was den Dritten betrifft, so ist zwar die Welt so tolerant geworden, daß sie seine Gewohnheit nicht mehr im Ernst als ein Laster ansieht und bestraft, sondern nur im Scherz so nennt; aber charakteristisch bleibt es doch, daß selbst leidenschaftliche Liebhaber des Tabacksgenusses dafür noch keinen andern Namen erfunden haben als das Wort Rauchen, das, wenigstens bei Schornsteinen und Kaminen, einen Fehler bezeichnet; ein demüthiges Bekenntniß mit dem sehr gut zusammenstimmt, daß wenn Einer sich von dieser Gewohnheit losmachte, er sich und Andern wie ein Heros erscheint, der Tyrannenketten zerriß. Wirklich ist, nicht nur diese sondern jede Gewohnheit, mehr oder minder eine Fessel; sie alle machen uns zu Sklaven, und wenn in jenem wundervollen Monolog des Wallenstein die beschränkte Masse, weil ihr das Gewohnte heilig ist, für so unselbstständig erklärt wird, wie der Säugling an der Amme Brust, so ist es nicht nur die Exaltation des Dichters die Beides zusammenstellt, sondern der praktische Menschenverstand läßt, so lange es Erziehung (d. h. ein Herausführen aus der Unselbstständigkeit und Befreien von der Unmündigkeit) giebt, dieselbe nicht nur mit dem Entwöhnen beginnen, sondern großen Theils nur darin bestehen, daß das Entstehen von Gewohnheiten verhindert, die entstandenen aber abge-

than werden. Dies Factum allein, daß jeder Erzieher ein Abgewöhner, alle Erziehung ein Befreiungskrieg gegen die Gewohnheiten ist, würde hinreichen, um uns sagen zu lassen: Gewohnheiten beschränken. Je weniger einer hat, desto freier ist er, je mehr, desto weniger ist er es. Und wieder: Je mehr er mit Gewohnheiten behaftet ist, desto mehr hat die Erziehung noch an ihm abzarbeiten, d. h. desto weniger ist er ganz und wohl erzogen.

Viel vortheilhafter dagegen fällt, wenn wir, wie so eben, die Praxis des Erziehers zur Richtschnur nehmen, unser Urtheil aus hinsichtlich der Angewöhnungen. Dies Wort brauchen wir dort, wo irgend ein Thun uns so geläufig ward, daß es keiner Anstrengung bedarf, weil es ganz von selbst geht. Mindestens eben so viel Mühe, wie der vernünftige Pädagog sich giebt, um es zu verhindern, daß der Mensch sich an Dieses oder Jenes gewöhne und es durchaus haben müsse, wird darauf verwandt, dieses oder jenes Thun zu einem angewöhnten, zu einer Fertigkeit, wie man es nennt, werden zu lassen. Das Strecken der zarten Glieder wird durch die angelegten Bindeln, das Geradestehen durch stets wiederholten Zuruf, das Auswärtsgehen durch das Marter-Instrument der ersten Tanzstunden eingeübt, d. h. angewöhnt, damit es von selbst geschehe, damit es Manier, d. h.

unwillkürliches Thun werde, keine Mühe mehr mache. Es ist keine Inconsequenz, wenn derselbe, der sich eben als Abgewöhner zeigte, hier darauf ausgeht anzugewöhnen. Beides hat denselben Zweck, den Zögling tüchtig, kräftig, stark, frei — gleichviel! — zu machen. Darum wird einerseits verhindert, was ihn in fremde Gewalt bringt, also unmächtig macht, dies aber thut die Gewohnheit; darum auf der andern Seite gefördert, was das Maas seines Könnens und seiner Macht ist, dies aber ist wirklich die Angewöhnung, denn nur wenn ein Thun mir gar keine Mühe macht, ganz von selbst geht, dann erst kann ich sagen, ich kann das, oder ich habe es in meiner Gewalt. Wer ein Thun sich so angewöhnt hat, daß es ohne die allergeringste Schwierigkeit sich ganz von selbst vollzieht, in dem hat sich das Können zu dem gesteigert, was mit dem ihm sprachlich verwandten Worte Kunst bezeichnet wird. Dem Künstler ist die Ueberwindung jeder Schwierigkeit gewohnt worden, seine gelübte d. h. gewöhnte, Hand oder Stimme vollbringt Alles von selbst. Je mehr dies der Fall ist, desto mehr sagen wir, er habe seine Triller oder Coloraturen in seiner Gewalt oder sei ihrer Herr; und nicht nur von ihm sagen wir das, sondern alle Bewegungen nennen wir unfrei, so lange sie dem, der sie macht, ungewohnt sind, dagegen wo sie zur

Angewohnheit wurden und von selbst erfolgen, da sagt man, der Mensch habe sie in seiner Gewalt, bewege sich frei. Da die Gewohnheit des Thuns nicht, wie die vorher betrachtete des Habens, abhängig macht, sondern zum Herrn und frei, so spricht man auch hier nicht mehr wie dort von einem faible oder einer schwachen Seite, sondern vielmehr die force eines Künstlers und die Stärke einer Sängerin wird es genannt, wenn die Triller und Coloraturen von selbst erfolgen, und der Ausdruck Virtuosität, der die Fertigkeit oder das angewöhnte Thun, der Tugend zugesellt, ist ein merkwürdiger Gegensatz dazu, daß wir vorhin die Gewohnheit an einen Genuß ein Laster nennen hörten. Je mannigfaltiger das Thun ist, das ein Mensch sich angewöhnte, desto weiter das Gebiet, in dem er frei schaltet und waltet, desto mehr aber auch ist das Ziel der Erziehung erreicht oder er wohl erzogen.

Demnach scheint es, als müßten die Gewohnheiten in dem Capitel von den Krankheiten, die Angewohnheiten dagegen in dem von den Heilmitteln der Seele abgehandelt werden, ein Resultat das wir, außer seiner Einfachheit, noch wegen einer anderen Rücksicht willkommen heißen müßten. Vielleicht frappirt Manchen die Behauptung, daß zu den vielen Gegensätzen, aus welchen der Unterschied der beiden Geschlechter besteht,

auch dies gehört, daß Männer viel mehr als Frauen dazu neigen, von Gewohnheiten beherrscht zu werden, dagegen Frauen weit leichter sich Etwas angewöhnen, und doch ist sie zu rechtfertigen. Am Leichtesten stirbt, der ein einzelnes Factum als Beweis für einen allgemeinen Satz gelten läßt; denn diesen würden wir auf jenen Mann verweisen, von dem wir erfahren haben, daß er gewohnt ist zur bestimmten Zeit seinen Kaffee zu haben. Da nämlich seine Frau, woran doch kaum zu zweifeln, sich angewöhnt hat, zu bestimmten Zeiten ihren Kaffee zu geben, so zeigt dies würdige Paar, indem sie gewohnt ist zu geben was er zu haben, gerade die Vertheilung von Gewohnheit des Habens und gewohntem Thun, die mein Satz behauptet. Wer also einem einzelnen Falle allgemeine Beweiskraft zugesteht, der muß sich zufrieden geben; da aber Wenige so gefällig zu sein pflegen, so wird nach einem Beweise gesucht werden müssen, der Allen genügt. Als solchen wird man wohl das Factum gelten lassen, das nicht nur Eltern und Erzieher, sondern jeder aufmerksame Beobachter bestätigen wird, daß jedes kleine Mädchen den Bruder, selbst wenn er älter ist, im Aneignen von Manieren, von Geschicklichkeiten aller Art weit hinter sich läßt, daß die künstlichsten Bewegungen (man denke an die beim Stricken, dessen Schwierigkeit dadurch bewiesen ist, daß

der Strumpfwirkerstuhl noch nicht vereinfacht werden konnte), ihm fast im Handumwenden zur Fertigkeit werden, kurz daß es viel früher wohlgezogen ist als er, daß dies Alles aber unter die Kategorie der Angewöhnungen fiel. Steht aber mein Satz fest, daß die Angewöhnungen vorzüglich der Frauen Sache sind, oder daß, naturhistorisch ausgedrückt, die Menschen in die zwei Arten der Gewohnheitsmenschen oder Männer, und Angewohnheitsmenschen oder Frauen zerfallen, so ist auch begreiflich, warum ich das Resultat unserer Untersuchung, nach welchem die Angewöhnung heilt, was die Gewohnheiten verderben, ein willkommenes nannte. Die trockne Untersuchung hat dahin geführt, wozu den Dichter die Muse: zur Hulldigung der Frauen.

Wie Schade nur, daß die Wissenschaft nicht galant ist! Ob deswegen nicht, weil sie weiblichen Geschlechts, Galanterie aber von Frauen nicht verlangt, ja nicht einmal gewünscht wird, entscheide ich nicht. Genug, daß eine genauere wissenschaftliche Untersuchung den Vorzug, den wir bis jetzt den Angewöhnungen einräumten, in Nichts verschwinden läßt. Er gründete sich darauf, daß, während man von einer Gewohnheit, die uns beherrscht, nicht lassen konnte, die Angewöhnung uns sagen ließ: Dies macht mir keine Mühe, daß bin ich Herr. Gilt dies aber wirklich von Allem, das

man sich angewöhnte? Man denke einmal an die Fälle, die, wo dies Wort gebraucht wird, den Meisten eher einzufallen pflegen, als die Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, an die nämlich, wo Geberden, Mienen, Redensarten zur Angewohnheit wurden, indem die Organe derselben eine solche Fertigkeit im Hervorbringen derselben erlangten, daß sie nun ohne unser Wissen und Wollen von selbst erfolgen. Warum runzelt man da die Stirn, schüttelt den Kopf, wiederholt stets dasselbe Wörtchen? Weil man es nicht lassen kann. Wie seltsam also hat sich der Sprachgebrauch umgekehrt: Das Nicht-lassen-können, das bisher als Wesen der Gewohnheit galt, wird auf einmal zum Präbilate der Angewohnheiten, die damit auch den Ruhm einbüßen, den Menschen stärker und freier zu machen, und darum auch das Recht die gepflegten Lieblinge des verständigen Erziehers und das Maaf der Erziehung zu sein. Kant, der auf gute Erziehung sehr viel gab und, wie auf vieles Andere so auch auf Pädagogik sich gut verstand, will nicht nur, daß ein wohlzogener Mensch, keine solche Angewohnheiten habe, sondern behauptet sogar, daß wenn Einer mit der Angewohnheit behaftet ist, Selbstgespräche mit heftiger Gesticulation zu begleiten, oder, wenn er allein, laut zu peroriren, daß er dann dort hingehöre, wo man alle anderen Besessenen einsperret. Zwar so weit wie Kant, der als Philosoph

verpflichtet war, Alles auf die Spitze zu treiben, geht der gesunde Menschenverstand nicht. Für complete Narren erklärt er die nicht, die dergleichen thun; aber für närrische Leute gelten sie auch ihm, und die für besser erzogen, die durch größere Herrschaft über sich selbst, sich davon frei erhielten. Was wir also eben noch als Maaß der Stärke eines Menschen ansahen, seine Angewöhnungen, das zeigt sich, genauer betrachtet, als Ketten, die ihm seine Freiheit rauben.

Eine ganz gleiche Umkehrung des früher Gesagten ergiebt die genauere Betrachtung der Gewohnheiten, die vorhin so schlecht wegkamen. Sehr starke Empfindungen, so lange sie neu sind, übermannen und beherrschen uns. Ein heftiger Lärm, das Knirschen des Sandes, ein widerwärtiger Geruch, sie machen uns unfähig, an irgend etwas Anderes zu denken. Ist Einer ein Müller oder ein Glasschleifer, oder bewohnt er seit Jahren eine Stadt, in der man nur mit Braunkohle heizt, so achtet er das nicht, denn er ist daß gewohnt worden. Die allerheftigsten Schmerzen, leibliche wie physische, sie machen dem, der sich an sie gewöhnt hat, keine Noth mehr, und daß wir von ihm sagen, er sei seines Schmerzes Herr geworden, ist ganz in der Ordnung, denn wir haben ja gesehen, daß man Herr dessen ist, was keine Mühe macht, jetzt hören wir, daß das Gewohnte keine Noth macht, Mühe machen

aber und Noth machen, liegt nicht weit auseinander. Wie merkwürdig, daß jetzt das passive Gewohnt werden eines Zustandes, das wir bisher als die eigentliche Sklavenkette des Menschen ansah, sich als das erweist, was ihn zum Herrn macht und also mächtig und frei! Merkwürdig oder nicht, auch hier stimmt zu dem, was wir eben gefunden haben, die Praxis der Erzieher, welche darauf ausgeht, durch Abhärtung d. h. durch Stumpfmachen gegen unangenehme Empfindungen, ihre Zöglinge frei zu machen von der Gewalt der Schmerzen. Das der Schmerzen Gewohntwerden, das Hart- und Stumpfwerden gegen sie, das ist das sicherste aller schmerzstillenden Mittel, und wer genauer zusieht wie und wodurch die meisten Menschen Schmerzen, Noth und Elend ertragen, die uns unsäglich erscheinen, der wird mich nicht tadeln, wenn ich, am Anfange, um auf die Gewohnheit zu kommen, vom Opium sprach: Die Aehnlichkeit zwischen Beiden geht leider zu weit, indem nicht nur das Ertragen des eignen sondern auch das Sehen fremden Leides zur Gewohnheit wird und diese zum Einschläferungsmittel gegen Mitleid und Dienstfertigkeit. Solcher, die dieses geistige Opium essen hat vielleicht unser Occident mehr als der Orient Solcher, die für ihren Leib von Europäern Opium — ich wollte sagen Civilisation — tauften.

Ein Werthunterschied also findet zwischen beiden Formen der Gewohnheit nicht Statt; in beiden macht sie frei und macht zum Knecht, fesselt und bindet, löst und befreit sie. Daß uns diese Behauptung in Händel mit den Logikern verwickeln sollte, weil was wir sagten sich widerspricht, sie aber fortwährend predigen, was sich selber widerspreche, könne nicht gedacht werden, fürchten wir nicht. Es kann den Herren unmöglich Graß sein mit ihrer Losung; denn da sie von dem, was sich widerspricht, so viel sprechen, und so Vieles, z. B. daß es undenkbar sei, davon zu sagen wissen, so nöthigen sie uns zu ihrer eignen Ehre voranzusetzen, sie hätten das, wovon sie reden, auch gedacht. Eben darum geben wir ganz unbekümmert um jenen Zuruf zu, daß in dem Begriff der Gewohnheit Entgegengesetztes vereinigt ist. Das aber hat der gesunde Menschenverstand längst gewußt, und demgemäß die Gewohnheit eine zweite oder andere Natur genannt. „Natur“, weil sie eine Beschaffenheit ist, von der wir uns nicht losmachen können, „andere“ oder zweite, weil sie eine hervorgebrachte, künstliche ist, Beides zusammen, weil sie keine natürliche Natur ist. Ein solcher sich widersprechender, Name war aber auch der passendste für Etwas, das wie sein Wesen sich widerspricht, so auch Entgegengesetztes zeigt in seiner Entstehung. Gewohnt sein und Abstumpfung tritt dadurch

ein, daß wiederholtes Empfinden Empfindungslosigkeit bewirkte, daß weil Etwas so lange eine Qual gewesen, es nicht mehr quält. Fertigkeiten wieder und andere Angewöhnungen entstehen so, daß in Folge vorsätzlichen Thuns unvorsätzlich gethan wird, oder daß man sich so lange mit etwas abgequält hat, bis man sich damit nicht mehr abquält. Wer nicht immer Beides zugleich festhält, verzichtet darauf, das Entstehen der Gewohnheit zu erklären und ihr Wesen zu begreifen. — Aber noch mehr, zur richtigen moralischen Beurtheilung der Gewohnheit ist unerlässlich, daß keine der beiden Bestimmungen vergessen werde. Dieser Fehler wird oft begangen, wo die Gewohnheit als Entschuldigungsgrund herbeigerufen wird: Dem Bruder oder Gatten, der es eine Zeit lang angesehen hat, wie während einer Pause im Gespräch die Stirn gerunzelt, der Kopf geschüttelt, die Achsel gezuckt wird, und nun bittet, man möge die heftige Gemüthsbewegung unterdrücken, dem wird etwas spitzig geantwortet, „er täusche sich, man sei gar nicht heftig, man habe an etwas ganz Gleichgültiges gedacht und das Stirnrunzeln und Kopfschütteln sei eine bloße Angewohnheit, etwas Unwillkürliches rein Körperliches, wofür man Nichts könne.“ Wenn diese Antwort dem Warner Etwas sagt, das er wirklich bisher nicht wußte, so muß der Mann einen heillosen Schreck davon haben. Ein

Kopfschütteln als Geberde bei einer vereinzelt Gemüthsbewegung ist am Ende keine große Sache, denn une fois n'est pas coutume. So hat er bisher gedacht. Jetzt aber wird ihm vertraut, es sei coutume und jetzt wird die Sache ernsthaft. Sehr ernsthaft! Denn wie viele heftige Gemüthsbewegungen müssen Statt gehabt haben, ehe die Stirnmuskeln die Fertigkeit erlangten, sich von selbst zu runzeln! Wie oft muß man in der Lage gewesen sein ärgerlich den Kopf zu schütteln, ehe das Schütteln zu einer körperlichen Nothwendigkeit wurde, wie das Athemholen! Wahrlich es ist die höchste Zeit, die freundlichen Gedanken, welche die Stirn glätten und den Kopf zur Ruhe bringen, auch so oft hervorzurufen, daß die glatte Stirn zur Angewohnheit werde, und zu einem rein Körperlichen und Unwillkürlichen, daß der Kopf sich ruhig hält. Jetzt, ehe jene Reparation eingetreten ist, hat man freilich Recht zu sagen: Ich kann ja Nichts dafür, aber nicht minder Recht hat der Bruder oder Gatte, wenn er erwidert: Liebes Kind, daß Du Nichts dafür kannst, dafür kannst Du, und sehr viel. Die Dame nennt dies vielleicht Unsinn, und doch wird sie gerade so urtheilen, wo ihr die eigne Situation an einem Anderen und in vergrößertem Maaßstabe entgegentritt. Jenem Verehrer des Bacchus, welcher sich darüber beklagt, daß man immer sein

vieles Trinken tadel, und nie ein Wort verliere über seinen unauflöschlichen Durst, wird sie in's Gesicht lachen wie alle Anderen. Warum? Weil gerade dies, daß sein Durst, in Folge der vielen Lösungsversuche, unauflöschlich und unwiderstehlich geworden ist, ihm zum Tadel gereicht, viel mehr als wenn er einmal ohne — man nennt es auch über den — Durst getrunken hätte. Oder aber, wenn ein Angeklagter sich so entschuldigen wollte, daß er nicht gestohlen habe wie ein Neuling, der dazu eines besonderen Entschlusses bedürfe, sondern er sei ein eingefleischter Dieb und könne das ihm zur Natur gewordene Stehlen nicht lassen, und der Richter würde ihn nun gerade strenger bestrafen als den, der es lassen kann, so wird jene Dame dies sicherlich in der Ordnung finden, und doch ist das Princip, welches den Richter leitet, gerade dasselbe, welches, wo es der Bruder oder Gatte gegen sie geltend machte, von ihr Unsinn gescholten ward. Sage man aber nicht, daß hier ganz Verschiedenes zusammengestellt werde: unschuldige Gewohnheiten und Beschaffenheit des Wesens, des ganzen Ichs. Erstlich giebt es keine unschuldige Gewohnheit, sondern an jeder Angewohnheit ist der Mensch schuld, oder er ist für sie verantwortlich. Das pflegt auch hinsichtlich der hübschen Angewohnheiten, des graciösen Ganges, des fertigen Clavierspiels u. s. w. Niemand in Abrede

zu stellen, indem er sich dieselben als sein Verdienst zurechnet. Also sei man consequent. Zweitens liegt Gewohnheit und Wesen oder Ich des Menschen gar nicht so weit aneinander, wie Manche meinen. Es ist nicht ohne Grund, wenn man von dem Complex seiner Gewohnheiten zu sagen pflegt, So oder Das bin ich einmal. Das Ich ist wirklich nur ein Gespinnst, in welchem Gewohnheiten und Angewohnheiten die primitiven Fäden bilden, oder um ein passenderes Bild zu brauchen, wie ein Gesicht nicht ist außer den Gesichtszügen, so bilden in dem inneren Antlitz, die wir das Ich des Menschen nennen, seine Gewohnheiten die einzelnen Züge. Unser Ich ist nur unser zur Gewohnheit gewordenes Empfinden und Thun, wofür schon dies ein Beleg ist, daß wenn wir ganz ungewohnte Empfindungen haben, wir uns fragen: Bin ich es auch wirklich? und wieder wenn uns ganz ungewohnte Willens-Anwandlungen kommen: welcher Genius oder Dämon hat mir dies eingegeben? Unser Ich ist nur unsere Gewohnheiten und Angewohnheiten, waren sie aber das, was und wovon wir nicht lassen konnten, so begreift sich, warum das Ich das ist, wovon wir niemals los kommen, und was uns keine Macht zu entreißen vermag, so daß ein großer Philosoph es den unsterblichen Gott in uns hat nennen können und ein nicht minder großer den Wurm, der

nicht stirbt. — Besteht das Ich aus den Gewohnheiten, und waren diese, wie wir gesehn, ein Widerspruch in sich, so muß natürlich als ihr Product das Ich auch diesen Widerspruch als multiplicirt, in riesenhafter Dimension zeigen. Nur ein anderer Ausdruck für diesen Widerspruch ist es, wenn wir das Ich ein großes Räthsel nennen, denn seit dem Räthsel, welches Simson aufgab und dem, welches dem Oedipus vorgelegt ward, hat jedes Räthsel nur darin bestanden, Entgegengesetztes — (dort Fresser und Speisegeber, hier vierfüßig, zweifüßig und dreifüßig) — in Einem zu denken. Die räthselhafte, d. h. widerspruchsvolle, Natur des Ichs ist nicht abzuleugnen: Wer kein Kind mehr ist, dessen Handlungen gehen aus seinem Wesen oder seinem Ich so nothwendig hervor, wie der Rosenstock Rosen trägt und keine Stechäpfel, der Dornstrauch Dornen und keine Neben. Das gesteht Jeder, wenn er ehrlich ist, sich selbst, und dennoch, wenn seine Thaten den Dornen und Stechäpfeln gleichen, macht er sich Vorwürfe. Ist das nicht ein Widerspruch? Gewiß! Aber um ihn zu begreifen oder um, was dasselbe hieß, das Räthsel zu lösen, warum wir uns tadeln, wo wir doch nur handelten wie es unsere Natur mit sich bringt, brauchen wir weder die Freiheit zu leugnen noch mystische Theorien zu ersinnen, die Nichts erklären, sondern nur, den Mathematikern äh-

lich, die schwierige Aufgabe in leichtere zu zerlegen. Wo ein Thun zur Gewohnheit geworden ist, da erfolgt die einzelne Bethätigung unwillkürlich, wie das Athemholen, als Folge einer körperlichen Beschaffenheit. Obgleich wir dies wissen, tabeln wir doch, nicht die einzelne Bethätigung (das eine Stirnrunzeln), sondern die Beschaffenheit, weil diese eine zugezogene, selbstverschuldete ist. Nun, wenn es begreiflich ist, daß es solche den natürlichen ähnliche, aber selbst verschuldete Beschaffenheiten giebt, so mag es schwerer zu begreifen sein, ist aber gewiß nicht absolut unbegreiflich, daß die Summe dieser Beschaffenheiten, die unveränderliche Totalbeschaffenheit, die wir das Wesen oder das Ich eines Menschen nennen, auch eine zugezogene, selbst bewirkte und verschuldete ist. Es ist, gerade wie dort im Kleinen, so hier im Großen. Bin ich einmal so wie ich bin, so kann ich freilich nicht anders handeln. Daß ich aber so bin, das ist meine Schuld, und darum kann ich und muß ich tabeln und anklagen nicht die einzelne schlechte Handlung — (wäre diese meinem Wesen so fremd, wie die trockenen Früchte am Weihnachtsbaum, so wären nicht viel Worte zu verlieren) — sondern ich table mich, weil ich so bin, daß mein Wesen solche Früchte trägt, daß es mir natürlich ist so zu handeln. Wer die Gewohnheit nicht begreift, kann das Ich nicht verstehn. Die Er-

kenntniß ihres Wesens ist einer der wichtigsten Schritte zur Lösung dieser Fundamentalfrage der Psychologie.

2.

Bis jetzt ist von der Gewohnheit nur gesprochen, so weit sie Lebenszustand einer Einzelperson und für diese von Wichtigkeit ist. Sie hat aber neben dieser psychologischen auch noch die ethische Bedeutung, daß sie in allen sittlichen Gemeinschaften den zusammenhaltenden Kitt bildet. Daß rechtliche, bürgerliche, staatliche Ordnung „in der Gewohnheit fest gegründet ruht“, kann Niemand leugnen, wenn er zugibt, daß solche Ordnung nur durch das Zusammengehen von Rechten und Pflichten besteht, und dann findet, wie die Gewohnheit dieses oder jenes zu genießen sich zu Ansprüchen und Rechten verhärtet, und wieder alle Verbindlichkeiten ihren ersten Ursprung darin haben, daß Leistungen herkömmlich, d. h. zur Angewohnheit wurden. Ich gehe über diesen Punkt hinweg. Nicht um dem Vorwurf aus dem Wege zu gehn, daß wenn ich die Rechte mit den Gewohnheiten, die Verbindlichkeiten mit den Angewohnheiten identificire, nach der vorhin beliebten Erbtheilung unter die beiden Geschlechter am Ende herauskommen werde, daß nur die Gewohnheitsmenschen, d. h. die Männer, Rechte haben. Da habe ich keine Furcht. Männer werden mir eine

solche Consequenz nicht zur Last legen, und Frauen — — nun, denen werde ich antworten, daß sie es ja sind, die uns immer vorwerfen, wir seien in alle Ewigkeit die Rechthaber, und daß es sehr unartig wäre, wenn wir ihnen nicht glaubten. Kein Grund, warum ich bei der Bedeutung der Gewohnheit für die bürgerliche Ordnung mich nicht aufhalte, ist ein anderer: Die Grenzen, in welchen unsere Untersuchung sich zu halten versprach, waren durch den Gegensatz bestimmt, den der Sprachgebrauch zwischen Gewohnheiten und Angewohnheiten setzte. Dieser Gegensatz, dort festgehalten, wo der Werth beider verglichen wurde, scheint, seit die moralische Bedeutung der Gewohnheit und ihre Wichtigkeit für das Ich zur Sprache kam, ganz abhanden gekommen zu sein. Unwillkürlich ward dort von der Gewohnheit nur im Ganzen, und als gebe es keine verschiedene Arten derselben, gesprochen. Zwar, ihr Unterschied würde wieder zum Vorschein kommen, wo die eine Art für die Rechte, die andere für die Pflichten den Boden abgiebt, nicht aber ihr Gegensatz, denn wo dieser sich zeigt, da wird der bürgerliche Verband nicht geknüpft sondern vielmehr zerrissen. Wollen wir daher festhalten, was die Sprache uns einprägte, daß Gewohnheiten und Angewohnheiten sich entgegengesetzt sind, und wollen dennoch ihnen sittliche Bedeu-

tung zuschreiben, so werden wir uns nach Fällen umsehen müssen, wo gerade durch ihren Antagonismus Gemeinschaft zu Stande kommt.

Aber darf auch jener Gegensatz noch festgehalten werden? Ist er nicht, trotz aller Autorität des Sprachgebrauchs, aufzugeben, seit sich gezeigt hat, daß beide unter den gemeinschaftlichen Begriff (oder Unbegriff) der befreienden Fesseln, oder der in Banden schlagenden Befreier fallen? Daß dies nicht nothwendig ist, dafür giebt uns die Naturwissenschaft einen deutlichen Wink, den freilich der verachten wird, welcher in der Natur nur Geisloses sieht, und in dem Geiste nur Unnatur, der aber willkommen heißen, welcher weiß, daß in beiden dieselbe Vernunft sich zeigt, dieselbe Weisheit waltet, und welcher eben darum bei aller ihrer Verschiedenheit in der Natur aufklärende Analogien des Geistigen, in den geistigen Erscheinungen Winke zum Verständniß der Natur findet. Die nun unter den Naturwissenschaften, von deren Sätzen der Vater der englischen Naturphilosophie, Lord Bacon, abhandelt, was der Schöpfer der deutschen Naturphilosophie, Schelling, geradezu aussprach, daß sie die allgemeinsten und fundamentalsten Naturgesetze am Meisten enthüllen, die Chemie lehrt, daß der äußerste Gegensatz immer dort Statt findet, wo aus analogen Factoren Bestehendes sich gegenüber steht:

Säuren und Basen sind beide Sauerstoffverbindungen. Man hat die Erscheinungen des äußersten oder diametralen Gegensatzes, weil dieselben zuerst an dem Magnet genauer betrachtet wurden, lange Zeit in Deutschland polarische oder Erscheinungen der Polarität genannt, ein Name der allerdings dort, wo es sich um electriche oder chemische Gegensätze handelt, nicht ganz passend ist und vielleicht besser mit dem deutschen Worte Spannung, gespannter Gegensatz, oder einem ähnlichen vertauscht würde. Der maßlose Zorn aber, mit dem in neuerer Zeit exacte Naturforscher über den armen Ausdruck herfallen, in Folge dessen Jeder von vornherein für einen Confusionarius gilt, der von Polarität dort spricht, wo es sich nicht um Endpunkte einer Linie, sondern um Stoffe handelt, hat etwas Seltsames, so lange sie selbst den Blitz eine electriche Erscheinung nennen, woraus ein Purist, wie sie selbst, folgern könnte, daß sie den Blitz für etwas Bernsteinernes erklären. Dieselbe Nachsicht, die man dort dem Worte „Electric“ erweist, wird auch hier in Anspruch genommen, wenn im weitem Verlauf dieser Untersuchung der Gegensatz zwischen Gewohnheiten und Angewohnheiten ihre Polarität genannt werden sollte. Es handelt sich nämlich darum, zu zeigen, wie das Verhältniß von Mann und Weib, denen wir je eine der beiden als ihre Do-

mäne zugewiesen hatten, gerade durch den polaren Gegensatz beider bestimmt wird, und wie dieser Gegensatz Formen annimmt, die an magnetische, und wieder solche, die an electriche und magnetische Vorgänge erinnern.

Wo sich das Verhältniß erst knüpft zwischen dem Manne, der seine Gewohnheiten und dem Engel, der seine Angewohnheiten hat, da wirken beide aufeinander, wie der Nordpol eines Magnets auf den Südpol der magnetischen Nadel. Man hat es wohl schon erlebt, daß das Krausziehen der hübschen Stirn, das Aufwerfen des Näschens; das spöttische Schiefziehen des Mundes allerliebft gefunden wurde als eine *jolie petit moue*, daß groteskes Mienenspiel, womit die Worte eines Andern, die Bewegung des ganzen Körpers, womit die eigenen begleitet wurden, eine ganz reizende Lebhaftigkeit genannt ward. Und eben so braucht man nicht gerade in fremde Welttheile zu reisen, um zu sehen, daß ein schönes Kind mit dem *Fibibus* heranspringt, weil sie es so amüßant findet, daß „Er“ raucht, „nein so amüßant!“ In dieser Zeit wo es ein glücklicher Fund ist, etwas Neues zu entdecken, woran „Er“ hängt, oder was „Sie“ nie unterläßt, ziehen Gewohnheiten und Angewohnheiten an, weil sie piquant sind.

Daß es damit nicht abgethan sein kann, lehrt

schon die Grammatik, indem wo Eines piquant ist, nothwendig ein Anderes piquirt werden muß. Wollte Einer diese Regel außer Acht lassen, so würde dem Schmeißer, den er begehrt, ein strenger Corrector, die Zeit, die Jahre, nicht ausbleiben. Mit diesen tritt ein Moment ein, wo, wer Selbstgespräche zu belauschen versteht, viel Neues lernen kann. „Dieses fatale Rauchen, heißt es jetzt, ich lasse mir es nicht ausreden, es muß ungesund sein.“ Und wieder: „Diese abscheuliche Manier, das Gesicht zu verziehen, sie wird mir noch ganz häßlich darüber.“ Ist nun Eines so unvorsichtig und hält diesen Monolog laut, so kann es bald in dem einen Zimmer des Hauses einen Qualm geben, von dem es gewiß nicht heißen wird: „nein so amüsant“, und in dem andern eine moue, die nur ein Berläunder petite nennen kann aber auch nur ein Schmeißler jolis. In beiden Räumen wird übrigens der Hauptgrund des Verdrusses die Sorge um das Andre sein; hier die um „Seine“ Gesundheit, dort die um „Ihre“ Schönheit. Beides ist eigentlich Luxus, denn trotz alles Rauchens ist „Er“ kerngesund, und „Sie“ wieder wird von aller Welt ganz hübsch gefunden, aber dieses Motiviren des eigenen Aergers dient, gleichsam als hinüberleitender Accord, dazu, den Uebergang von der früheren Moll- zu der gegenwärtigen Dur-Tonart vor sich selbst weni-

ger grell erscheinen zu lassen. Grell aber oder nicht, der Uebergang ist gemacht und die Polarität von Gewohnheiten und Angewohnheiten bringt hier Erscheinungen hervor, der ähnlich, wo zwei electricirte Kügelchen, die emsig nach Vereinigung strebten, sobald dieselbe erreicht ist, plötzlich auseinander springen. — Würde Jedes voraussehen, daß dieses electriche Stadium nicht ansbleiben kann, so würde manche, sonst gleichgültige Gewohnheit gelassen werden, so lange es noch geht, und manche kleine Angewohnheit würde nie entstehen. Mit Absicht spreche ich hier von Gleichgültigem und von Kleinigkeiten, denn diese sind hier gerade von der größten Wichtigkeit. Wie ein schmerzhafter Stoß, ja eine ernsthafte Verletzung, mit mehr Geduld pflegt getragen zu werden als der leise Kitzel, wenn eine Fliege sich zum hundertsten Mal auf unsere Stirn setzt, so kann das unerwartete Hervortreten einer Differenz in sehr wichtigen Fragen einen schmerzhaften Zusammenstoß bedingen, der den einen oder beide Theile sehr verletzt, und ist doch weder so unangenehm noch von so nachhaltiger Wirkung, wie diese kleinen Verstimmungen, die nur dadurch hervorgerufen werden, daß es zur Angewohnheit wurde, alle Selbstgespräche mit Kopfschütteln zu begleiten, oder jede Antwort mit „Nein“ oder „Aber“ zu beginnen. Es ist eben ganz wie mit

dem Electrificiren. Nicht starke Stöße an die Glasscheibe, bei denen sie laut aufschreit, sondern das leise unhörbare Reiben derselben füllt die Leidner Flasche und eben so leise und unmerklich erhält mancher Mann, der ihr gleicht, seine electrische Ladung. Da steht an der Electrificirmaschine seines häuslichen Lebens eine liebe Seele, und ohne zu wissen, was sie anrichtet, dreht sie und reibt sie drauf zu. Sie ahndet nicht, daß was sie für ganz unbedeutend hält, und was es auch vielleicht ist, durch das Immer- und Immerwiederkommen, den Mann in jene Spannung gebracht hat, in der wir anfangen aufzupassen. In fast ängstlicher Erwartung steht er schon da. „Jetzt kommt es“ — jetzt wird sie gleich schütteln — jetzt sagt sie ganz bestimmt Nein — jetzt — jetzt“ — da bedarf es nur einer unborsichtigen Berührung und — prik! — der Funke schlägt heraus.

Bliebe es nun bei diesem electrischen Stadium, wie wir es nannten, so würde die Polarität der Gewohnheiten und Angewohnheiten in keinem Hausstande das Wetterleuchten aufhören lassen, ja in manchen würde bald Feuer im Dach sein. Der Verlauf aber des chemischen Gegensatzes giebt eine tröstliche Verheißung. Nicht darin, daß, wenn sich entgegengesetzte Substanzen zusammen gegossen werden, das erste Aufbrausen und die Hitze in der Flüssigkeit sich

verliert, die weder sauer noch alkalisch schmeckt und ruhig und kühl das Glas füllt; das insipide Pflagma ohne Spiritus, welches dort eintritt, wo man durch die abstumpfende Kraft der Gewohnheit empfindungslos wird gegen die Angewohnheiten, die zuerst piquant erschienen, später piquirten, — diesen Zustand wird Keiner für einen glücklichen ansehen. Nein, ich denke an jene Ausgleichung des chemischen Processes, wo nicht, wie in dem Pflagma, die kleinsten Theilchen beider Substanzen gleichgültig und leicht verschiebbar neben einander schwimmen, sondern in inniger Durchbringung sie einander Halt und Festigkeit geben, so daß ein Neues entsteht und ein Schöneres als sie, in der Trennung sowohl als in dem Aufbrausen, zeigten, der Krystall. Diesem innigen sich Durchbringen und Aneinanderhalten entspricht der Zustand, wo den Angewohnheiten nicht die befreiende Macht der Gewohnheit entgegengestellt wird, durch die man hart und unempfindlich dagegen wird, sondern vielmehr die Seite der Gewohnheit begegnet, vermöge der sie unsere Herrin wird, so daß also der Mann nicht so der Kleinen Angewohnheiten seiner Frau gewohnt wird, wie der Müller des Geklappers, auf das er nicht mehr achtet, sondern vielmehr so, wie wir den ganz zuerst erwähnten Mann an den Kaffee gewohnt fanden, daß er also sie nicht missen mag, weil sie

ihm zum Bedürfniß und Genuß wurden. Wiederum wird ihr, in diesem Stadium chemischer Durchdringung, seinen Gewohnheiten zu Willen zu sein, so sehr zur Angewohnheit werden, daß sie es thut, nicht wie dort wo der Reiz der Neuheit es piquant machte und amüfant, sondern weil sie es nicht lassen kann. — Jede neue solche Verstrickung von je Gewohnheit und Angewohnheit wird da ein neues Knötchen in der unauflösllichen Verstrickung, in welcher zu ihrem Glücke beide Geschlechter sich gefangen finden, und die man mit dem Worte Liebe bezeichnet. Selbst dem Mißbrauch, dieses Wort für jede Gewohnheit zu brauchen, wie in: „j'aime à manger“ oder „er liebt den Wein“ liegt etwas Wahres zu Grunde: zwar nicht jede Gewohnheit ist Liebe, aber jede wahre Liebe ist Gewohnheit ja sie ist Gewohnheit in einer höheren Potenz. Das eigentliche Wesen des Menschen, das was wir sein Selbst, sein Ich, oder auch sein Herz nennen, entstand wie wir gesehen haben nur aus seinen Gewohnheiten und Angewohnheiten, es war nur ein Gespinnst aus dem, wovon und was er nicht lassen konnte. Fragen wir aber, was man Liebe nennt, so versteht man darunter jenen Zug der Herzen zu einander, der sie nicht nur zu einander treibt, wie die electrischen Kugeln, sondern sie dahin bringt sich so aneinander und ineinander hinein zu gewöhnen, daß keines von

dem anderen, noch auch das lassen kann, sich ihm hinzugeben. Nun dann aber ist auch das Werden und Sein der Liebe, der Entstehung und dem Wesen eines Ich's so ähnlich, daß man es nur in der Ordnung finden muß, wenn von ihr gesagt wird, daß zwei Herzen zu einem werden, d. h. daß ein neues, weiteres, weil sie Beide in sich befassendes, Herz oder Ich entsteht. Ähnlich, aber nicht dasselbe, denn wenn jedes Ich vorher ein Gespinnst genannt wurde, so ist dieses neue und bessere Ich ein Gespinnst von Gespinnsten, d. h. ein Gewebe; Gewohnheiten und Angewohnheiten binden hier solche an einander, deren jedes selbst nichts war als eine Verbindung, ein Convolut gleichsam, von Angewöhnungen und Gewohnheiten, so daß es im streng mathematischen Sinne zu nehmen ist, wenn wir die völlige Verschmelzung zweier Herzen als höhere Potenz der Gewohnheit bezeichnen. Wie darum das Räthsel des Ich's, so wird das Räthsel der Liebe Keiner zu lösen vermögen, dem nicht zuvor sich das geheimnißvolle Wesen der Gewohnheit erschloß.

Die Regel, daß was zuviel erklärt Nichts erklärt, kann bedenklich machen gegen eine Deduction, nach der, was wir den Wurm der nicht stirbt nennen hörten, durch dasselbe entstehen soll, was die Liebe entzündet, in der nach dem tiefsinnigen morgenländischen Dichter das Ich gerade stirbt. Wie schon einmal, könnte ich mich auf das Opium berufen, das ja auch belebt und tödtet. Zweckmäßiger noch scheint es, auch hier wie gleichfalls schon einmal geschah, die Chemie als Rechtsbeistand anzurufen. Ihre Entdeckung, daß ganz gleich zusammengesetzte Substanzen polymorph sein können, d. h. so verschiedene Eigenschaften zeigen, wie der Traubenzucker und die concentrirte Essigsäure, die genau analysirt ganz dasselbe sind, zeigt, daß es gar nichts Unnatürliches ist, was wir vom Zusammentreffen von Gewohnheiten und Angewohnheiten behauptet haben. Ja hier könnte der seltene Fall eintreten, daß der Psycholog seiner Lehrerin, der Chemie, mit einem belehrenden Winke danken könnte. Der Chemiker erklärte sich jenen Polymorphismus etwa so, daß die sich verbindenden Grundstoffe das eine Mal so, das andere Mal anders sich an einander anlehnen oder aufeinander stützen, warum aber gerade die eine Verbindung dem Wein seine Süße giebt, die andere eine ätzende Säure zeigt, das erklärt er für

unbegreiflich. Anders der Psycholog, wo er die verschiedenen Weisen durchdenkt, in welcher die beiden Grundstoffe, die uns beschäftigt haben, Gewohnheit und Angewohnheit, sich begegnen und verbinden können. Er fingirt dazu den Fall, daß Einer, der beschlossen hatte es nie wieder zu thun, doch, weil in Folge häufiger Wiederholung er es nicht lassen konnte, sich darauf eingelassen habe, hier einen Vortrag zu halten. Seine zur Angewohnheit gewordene Behandlungsweise kann da auf ein Publikum stoßen, das ihrer so gewohnt worden ist, wie man es gewohnt wird, daß alles Hallische nach Braunkohle riecht, und welches darum als Urtheil über sie das nicht achtende: Wie gewöhnlich! sprechen wird. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß es der Zuhörerschaft zur Angewohnheit ward, dem Sprechenden Nachsicht zu zeigen und diese ihre Behandlungsweise ist ihm so zur süßen Gewohnheit geworden, daß er, heimgelehrt, sie nicht mehr zu rühmen wüßte, als wenn er sagen könnte, sie sei gewesen: wie gewöhnlich. Ein und dasselbe Wort also dient hier dazu, das auszudrücken, was aus dem Zusammentreffen von Angewohnheit und Gewohnheit resultirt; ein und derselbe Ausdruck, denn was er bezeichnet ist wirklich das Product ganz gleicher Factoren, und doch glaube ich wird Jeder begreiflich

finden, daß das dadurch Ausgedrückte das eine Mal
essigsauer schmeckt, das andere Mal süß. Von dem
Psychologen, der Gewohnheiten und Angewohnheiten
betrachtet, glaube ich es nicht nur, sondern weiß ich
es gewiß.



Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES



0315059707

